

Erste Station: Baumwollanbau

Einst war er mit knapp 70.000 Quadratkilometern das viertgrößte Binnenmeer der Welt: der Aralsee in Usbekistan. In den letzten Jahrzehnten hat er rund zwei Drittel seiner Fläche durch Austrocknung verloren. Heute bilden auf dem ehemaligen Boden des Sees Pestizide und Salze einen weißen Belag. Der Grund für diese Umweltkatastrophe ist der Baumwollanbau. Denn er verbraucht ungeheuer viel Wasser – 11.000 Liter im Schnitt für ein Kilogramm Baumwolle. 7.000 Liter werden für die Produktion einer Jeans benötigt. Angebaut wird die Pflanze fast ausschließlich in Monokulturen, was sie äußerst anfällig für Schädlinge macht. Die Folge: Rund zehn Prozent aller Pestizide und ein Viertel aller Insektizide weltweit landen auf Baumwolläckern. Geerntet wird zumeist mit chemischer Totalentlaubung und bei Transport und Lagerung werden weitere Mittel zum Schutz vor Schimmel, Stockflecken und Schädlingen eingesetzt. Um die Pflanze widerstandsfähiger gegen Herbizide und Insekten zu machen, wird bereits seit den 90er-Jahren auf Gentechnik gesetzt. Inzwischen stammen rund 74 Prozent der weltweit erzeugten konventionellen Baumwolle von genmanipulierten Pflanzen (2013). Selbst bei als „nachhaltig“ bezeichneter Baumwolle kann Gentechnik zugelassen sein (z.B. bei der Better Cotton Initiative=BCI zertifiziert). Frei von Gentechnik sind nur Stoffe aus biologisch angebaute Baumwolle. Allerdings macht die Biobaumwolle weniger als ein Prozent des Baumwollhandels aus.

Baumwolle deckt knapp die Hälfte des globalen Faserbedarfs ab und ist eine der wichtigsten landwirtschaftlichen Waren der Welt. Sie wird deswegen oft auch als „weißes Gold“ bezeichnet. Doch um ihre Natürlichkeit und Reinheit ist es schnell geschehen. Baumwollpflanzen sind sehr anfällig für Krankheiten und Schädlinge und um eine möglichst große Produktion von Baumwolle zu erzielen, werden daher auch große Mengen an Pestiziden eingesetzt. Im konventionellen Baumwollanbau werden mehr Pestizide verwendet als bei jeder anderen Pflanze der Welt. Bei einem Anteil von weniger als 5 Prozent der globalen Ackerflächen werden 20 Prozent aller weltweit eingesetzten Pestizide für den Baumwollanbau benutzt. Damit einher gehen schwere Schäden für Boden, Wasser und die Gesundheit der Bauern und Pflücker/innen. Um den Einsatz von Pestiziden zu reduzieren und die Ernteerträge zu steigern, setzt man seit den 90er Jahren gentechnisch veränderte Baumwolle (Bt-Baumwolle) ein. Neben Soja ist diese zum Vorreiter der gentechnisch veränderten Pflanzen geworden. Mittlerweile nimmt sie fast die Hälfte des weltweiten Baumwollanbaus ein. Doch der Einsatz von genetisch manipuliertem Saatgut hat sich nicht bewährt: Da die Bt-Baumwolle nicht resistent ist gegen Schädlinge, müssen genauso viele Pestizide zum Einsatz kommen wie beim herkömmlichen Saatgut. Das Gensaatgut ist auch wesentlich teurer als das herkömmliche. Bauern, die sich von der Werbung und dem leeren Versprechen der Konzerne auf bessere Ernten leiten lassen, verschulden sich häufig hoch. Bei Missernten verschärft sich ihre Situation noch zunehmend.

Weltweit verbraucht der Anbau von Baumwolle so viel Wasser wie alle Privathaushalte der Erde zusammen.

Höppner, J.; Mozetic, K.; Wittkuhn, M., 2020, „Change it – Baumwollanbau“, Zugriff am 23.09.2021, <http://www.change-it.org/wissen/klamotten/baumwollanbau/>

Arbeitsbedingungen auf den Baumwollfeldern

Während ein baumwollenes Kleidungsstück manchmal nur wenige Euro kostet, bezahlen viele Feldarbeiter und Bauern einen ungleich höheren Preis: Baumwolle kann sie ihre Gesundheit kosten. Ohne den Einsatz von Pestiziden würden Schädlinge die konventionellen Baumwollkulturen im Zeitraffer ruinieren. Also werden die Felder mit großen Mengen toxischer Pflanzenschutzmittel besprüht oft ohne Rücksicht auf die Feldarbeiter. Es kommt vor, dass Flugzeuge "Giftduschen" abgeben, während sich die Arbeiter auf den Feldern befinden. Häufig sprühen die Bauern und Feldarbeiter die Pestizide per Hand auf die Pflanzen. Angemessene Schutzanzüge oder Atemmasken können sie sich meist nicht leisten und werden ihnen in der Regel nicht gestellt. Eine vorhandene Schutzkleidung wird wegen der Hitze auf den Feldern oft nicht angezogen.

An den Folgen von Pestizid-Vergiftungen sterben jährlich nach Schätzung der Weltgesundheitsorganisation bis zu 40.000 Feldarbeiter, ein Viertel davon im Baumwollanbau. Weit mehr Landarbeiter tragen schlimme gesundheitliche Schäden davon. Sie leiden an Erkrankungen der Atemwege, der Haut, der Augen und der Nerven. Außerdem haben sie ein hohes Risiko, Krebs zu bekommen, unfruchtbar zu werden oder Babys mit Missbildungen auf die Welt zu bringen. Eine Behandlung beim Arzt können sich nur die wenigsten von ihnen leisten. Dass die Arbeiter von Baumwollplantagen eine Lebenserwartung von 40 Jahren haben, kann man aber nicht nur auf den Kontakt mit Pflanzenschutzmitteln zurückführen: Ihre ärmlichen Lebensumstände von der Ernährung bis zur Unterkunft sind insgesamt katastrophal.

Besonders zerstörerisch wirken Pestizide auf die noch nicht ausgewachsenen Organe von Kindern, die im Baumwollanbau arbeiten. Kinder werden häufig für Aufgaben eingesetzt, bei denen sich Erwachsene bücken müssten oder die besonderes Geschick erfordern. Meist sammeln sie Schädlinge von den Pflanzen oder pflücken die Baumwolle.

Frauen und Mädchen treffen die härteren Seiten des Baumwollanbaus. Als unbezahlte "Familienmitglieder" oder Tagelöhnerinnen verrichten sie die schwersten Arbeiten. Besonders schlecht ergeht es den Frauen im afrikanischen und südasiatischen Baumwollanbau, der fest in Männerhand ist. Die Männer verweigern den Frauen den Zugang zu Betriebsmitteln und Anbaugemeinschaften, damit sich die Frauen nicht selbständig machen können.

Auch Zwangsarbeit ist ein Problem im Baumwollanbau. Dass sich die Arbeiter zusammenschließen und bessere Arbeitsbedingungen fordern, wollen die Besitzer der Baumwollfarmen unbedingt verhindern. Es ist ihnen deswegen verboten, sich zu organisieren.

Indien: Selbstmord-Serie unter Baumwollbauern (ARD Weltspiegel)

Gajanand Gattawar war verzweifelt, sah keine Zukunft mehr. Der Baumwollbauer war hoch verschuldet – und beging Selbstmord. So wie schätzungsweise 200 000 Kleinbauern in Indien in den letzten zehn Jahren. Die Baumwollbauern im sogenannten Selbstmordgürtel Indiens müssen jährlich teures, genverändertes Saatgut kaufen, viele verschulden sich massiv.

Es ist nicht nur ihre Trauer. Es ist mehr. Verzweiflung. Leid. Pure Not. „Helft mir“ bittet Sasi Kala. Mutter von drei Kindern. Kein Geld. Keinen Mann. Kein Einkommen. Kaum etwas zu essen. Ein paar Weizenkörner. Ein bisschen Reis. Das ist alles. Ihr Mann Gajanand. Baumwoll-Bauer. Selbstmord. Vor drei Wochen. Wegen Überschuldung. Er wusste nicht mehr weiter. „Wie sollen wir nur überleben? Keiner hilft mir. Was wird aus meinen Kindern? Ich habe nichts. Nur Schulden.“

Die Baumwoll-Bauern von Vanjari - wie Sasi Kala, die ohne Mann allein versucht zu überleben: Verlierer der vernetzten Weltwirtschaft. Die Selbstmorde: drastisches Ergebnis der ungerechten Chancenverteilung im weltweiten Warenverkehr. Es gibt keine natürliche Baumwolle mehr in Vanjari. Nur noch gentechnisch veränderte – genannt BT Cotton. Jedes Jahr müssen die Bauern das teure Saatgut kaufen. Und dazu noch teure Düngemittel und Pestizide. „Früher haben wir natürliche Baumwolle angebaut“, sagt der Baumwollbauer Raju Ganpat Rao. „Wir haben Profit gemacht. Durch Einführung des Gen-Produkts BT Cotton sind die Anbaukosten explodiert. Nicht aber die Erträge. Das setzt uns unter enormen Druck.“

„In guten Zeiten ist genmanipulierte Baumwolle besser als natürliche“, sagt der Ladenbesitzer Kashi Nath Milmile. „Gibt es aber schlechte Ernten, müssen sich die Bauern Geld leihen. Die Verschuldung wird dann immer größer. Die Verzweiflung auch.“

Fahrt ins nächste Dorf. Ich erlebe die launische Natur. Monsun. Starkregen. Schlecht für Gen-Saatgut, das künstliche Bewässerung bevorzugt. Die Bauern sind gezwungen, teure genmanipulierte Baumwolle anzubauen. Es gibt keine Alternative. Die indische Regierung will es so. Sie kassiert Geld dafür. Von den multinationalen Konzernen. „Die Situation ist miserabel. Es gibt keine Hilfe von der Regierung. Sie tut nichts. Mehr und mehr Bauern werden so in den Selbstmord getrieben.“

Sasi Kala erlebt das gerade. Sie ist eine von tausenden Witwen. Die Baumwoll-Bauern sind Sklaven im eigenen Land. So Kishor Tiwari. Sie arbeiteten rund um die Uhr. Doch den Profit hätten multinationaler Konzerne. Hand in Hand mit politischer Macht und Korruption. Ein Leben ohne Ausweg. Ohne Hoffnung. Besonders auch für Sasi Kala. Einen Riesen-Schuldenberg hat ihr Mann hinterlassen. Keine Chance auf Rückzahlung. Doch viel schlimmer noch: Wie soll sie überhaupt überleben? Wie soll sie sich und ihre Kinder ernähren? Sie weiß es nicht.

Osterhage, Jürgen, „Indien: Selbstmord-Serie unter Baumwollbauern“, in *Weltspiegel* ARD, 13.06.2014.

Aufgerufen am 17.09.2018 unter <https://www.daserste.de/information/politik-weltgeschehen/weltspiegel/sendung/swr/2013/indien-bauern-baumwolle-100.html>.

Zweite Station: Spinnen der Baumwolle und Weben der Stoffe

Das Sumangali-Prinzip (FEMNET)

Die Liste ausbeuterischer Systeme in der Textilbranche ist um eine Methode erweitert: Sumangali. Übersetzt heißt es in etwa ‚die glückliche Braut‘ und bildet eine Form moderner Sklaverei. Mädchen und junge Frauen – häufig aus der Kaste der Dalits, den ‚Unberühbaren‘ – werden für drei Jahre und mehr an Textilfabriken im Süden Indiens verpflichtet. Am Ende der Arbeitszeit, die nur selten durch Verträge geregelt ist, gibt es eine Prämie, oft nur wenige hundert Euro, die als Brautpreis dienen soll. Hält ein junges Mädchen die Vertragszeit mit unmenschlichen Arbeitsbedingungen nicht durch, hat sie keinen Anspruch auf Auszahlung der Prämie. Das Sumangali-System ist in Indien gesetzlich verboten, doch gerade auf dem Land und bei ärmeren Familien noch weit verbreitet.

FEMNET e.V. klärt über dieses Ausbeutungssystem in Deutschland auf.

#GegenModerneSklaverei in indischen Spinnereien

Ausbeutung von Arbeiter*innen, insbesondere von Frauen, ist in der Textilbranche an der Tagesordnung. Das sogenannte „Sumangali“-System im südindischen Bundesstaat Tamil Nadu ist jedoch eine besonders perfide Variante. Übersetzt heißt Sumangali „glückliche Braut.“ Doch auf die Mädchen und Frauen, die unter diesem Motto in die lokalen Spinnereien gelockt werden, wartet nicht das Glück, sondern sie werden buchstäblich und brutal versklavt.

Fakten der Ausbeutung

- ➔ 70-85 % der Arbeiterinnen sind minderjährig: 14-18 Jahre.
- ➔ Der Lohn, der erst nach mehreren Jahren ausgezahlt wird, entspricht noch nicht einmal 20 % des gesetzlichen Mindestlohns.
- ➔ 12 Stunden-Arbeitstage oder -nächte sind die Regel, häufig mit nur einem freien Tag pro Woche.

Das Ausbeutungssystem wird seit kurzem von den Fabriken nicht mehr als „Sumangali“ sondern als „Camp Labour“ bezeichnet, was nichts daran ändert, dass es sich um menschenverachtende Zwangsarbeit handelt. FEMNET klärt über dieses Ausbeutungssystem seit 2015 auf. Wir haben dazu Studien veröffentlicht und Vortragsreisen durch Deutschland von Frauen aus Indien organisiert. Als Frauenrechtsorganisation setzen wir uns insbesondere für die unterdrückten Mädchen in den Spinnereien ein.

Holthaus, Ines: „Sumangali – die unglücklichen Bräute“, in Presseerklärung FEMNET e.V. vom 25.11.2013. Aufgerufen am 17.09.2018 unter <https://www.femnet-ev.de/index.php/wer-wir-sind/leitbild-satzung/satzung/item/313-25-11-2013-presseerklaerung-sumangali-die-ungluecklichen-braeute-ausbeutung-in-indischen-spinnereien>

Moderne Sklaverei in indischen Spinnereien (FEMNET)

Junge Frauen im Alter von 14-18 Jahren werden in hochmodernen Spinnereien wie Sklavinnen gehalten. Mädchen und junge Frauen – häufig aus der Kaste der Dalits, den ‚Unberührbaren‘ – werden für drei Jahre und mehr an Textilfabriken im Süden Indiens verpflichtet. Sie erhalten nicht einmal den Mindestlohn. Am Ende der Arbeitszeit, die nur selten durch Verträge geregelt ist, gibt es eine Prämie – oft nur wenige hundert Euro. Bis vor kurzem wurde diese Form der Sklaverei als Sumangali (Glückliche Braut) bezeichnet, denn die Prämie sollte als Brautpreis dienen. Inzwischen werben die Spinnereien nicht mehr mit dem Begriff, die Arbeitsbedingungen haben sich jedoch nicht verändert. Hält ein junges Mädchen die Vertragszeit mit unmenschlichen Arbeitsbedingungen nicht durch, hat sie nicht immer einen Anspruch auf Auszahlung der Prämie.

Strukturelle Ausbeutung

Es gibt ca. 2.200 Spinnereien in Tamil Nadu mit rund 250.000 jungen Frauen als Beschäftigte, 80% davon werden unter dem Sumangali System ausgebeutet. Rund 20% der Fabriken sind besser, haben kein Sumangali System. Einige wenige davon (23) gehören der Regierung, die die Frauen auch besser bezahlt. Aus 29 von 32 Distrikten in Tamil Nadu kommen die weiblichen Arbeitskräfte in die Spinnereien. Sie stellen rund 60% aller Beschäftigten, die anderen 40% kommen aus anderen Provinzen Indiens, z.T. weit aus dem Norden, den ärmsten Regionen. Spinnereien laufen 24 Stunden an sieben Tagen, sie werden nachts und sonntags nicht abgeschaltet, deshalb gibt es in den Spinnereien drei Arbeitsschichten à acht Stunden, also auch eine Nachschicht. (Per Gesetz ist Nacharbeit –zwischen 19 Uhr und 6 Uhr - für Frauen verboten.)

Vor-Ort Recherchen von Gisela Burckhardt

FEMNET-Vorstandsvorsitzende Gisela Burckhardt reiste mehrfach nach Indien um Fakten zu diesem Ausbeutungssystem zu recherchieren.

Das System „Sumangali“ wurde erst nach dem Jahr 2000 breit eingeführt. Die Spinnereien nahmen zu und die Industrie brauchte billige Arbeitskräfte und erfand Sumangali. Junge Mädchen im Alter von 15 Jahren aufwärts werden als „Lehrlinge“ für 3-4 Jahre eingestellt, so dass man ihnen weniger bezahlen kann. Faktisch erhalten die Frauen nicht einmal ein Training/eine Einweisung, schon gar nicht eine Einweisung in Sicherheitsmaßnahmen, und sie arbeiten als normale Arbeitskräfte.

Die Mädchen im Alter von 15/16 Jahren erhalten einen sehr geringen Lohn und das Versprechen, dass sie nach 3-4 Jahren Arbeit eine feste Summe von 30-40.000 Rupies (ca. 394,- bis 533,- EUR) erhalten. Angeblich soll das Geld für die Mitgift sein für eine Heirat des Mädchens, doch fast alle jungen Frauen (16 Interviewte), die wir befragten, nutzten das Geld für andere Bedürfnisse. Sie geben in der Regel das Geld ihren Eltern, die davon Schulden oder Krankheitskosten o.ä. bezahlen.

Viele Mädchen halten aber nicht 3-4 Jahre in der Spinnerei aus, sondern scheiden schon nach 1-2 Jahren aus. Meistens werden sie um die korrekte Summe dann betrogen und erhalten oft weniger oder auch gar keine Gesamtsumme.

Alle befragten Mädchen waren 8-10 Jahre zur Schule gegangen, was aber oft nur heißt, dass sie gerade mal lesen können, nicht unbedingt schreiben außer ihrer Unterschrift.

Sumangali ist verbunden mit der Unterbringung in einem „Hostel“, wo die Mädchen in einem kleinen Zimmer (12 qm) zu zwölf schlafen. Sie liegen auf dem Boden, eine neben der anderen, oft dicht aneinander gedrängt, jede auf einem etwas dickerem Baumwolltuch, zugedeckt mit einem Laken. Nicht jede hatte ein eigenes Kopfkissen. Sie wirkten auf mich wirklich wie Sklavinnen, aber man muss

in Betracht ziehen, dass die meisten Inder auf dem Boden ohne Matratze schlafen. Ich sah ein paar Schlafräume, wo die Mädchen am Tag schliefen, das Laken über den Kopf gezogen, weil sie Nachtschichten hatten. Vor allem die Mädchen, die von weither kommen, keine Verwandten in der Nähe haben und unter Sumangali System arbeiten, werden für Nachtschichten eingesetzt. Die Kosten für die Unterbringung und drei – schlechte- Mahlzeiten (ca. 800,- Rupies/Monat) werden den Mädchen vom Lohn abgezogen!

In vielen Hostels gibt es keinen Ventilator an der Decke, es ist heiß zu zwölf in einem Zimmer. Für 24 Mädchen gibt es oft nur einen Waschraum, bei den Schichtwechseln gibt es Gedränge. Die Mädchen sind wie Sklavinnen eingesperrt und dürfen nicht raus aus der Fabrik. Nur zweimal im Jahr können sie für 1-2 Tage nach Hause, um ihre Eltern zu besuchen, müssen die Tage aber nacharbeiten. Die Eltern dürfen ihre Kinder alle 1-2 Monate in der Fabrik für ca. eine Stunde besuchen. Nach 3-4 Jahren unter Sumangali in einer Spinnerei haben viele Frauen Fehlgeburten oder werden nicht schwanger. Männer wollen oft keine Frauen heiraten, die in Spinnereien gearbeitet haben, weil bekannt ist, dass sie Probleme haben, Kinder zu bekommen. Die Mädchen beginnen mit 15 Jahren (bis 14 Jahre ist Beschäftigung verboten, da Kinderarbeit), aber es gibt sogar vereinzelt unter 14-jährige Beschäftigte. Die Beschäftigung von jungen Menschen zwischen 15-18 Jahre (Abolition of Child Labour Act) ist unter bestimmten Bedingungen erlaubt, dies wird von der Industrie ausgenutzt, um die Mädchen auszubeuten.

Junge Mädchen wehren sich nicht und tun, was ihnen die Aufseher sagen. Gewerkschaften gibt es nicht in den Fabriken, da sie nicht für Lehrlinge zuständig sind!

Arbeitsbedingungen/Arbeitsrechtsverletzungen

- Nachtarbeit
- Mädchen haben oft keinen freien Tag, arbeiten 7 Tage in der Woche
- Keine Bezahlung von Überstunden, die Mädchen werden je nach Bedarf einfach eingesetzt, intransparente Bezahlung, unklar welche Abzüge wofür gemacht werden.
- Kein Urlaub (nur 2 x im Jahr dürfen die Frauen für 1-2 Tage nach Hause)
- Übermüdung wegen Überstunden und Nachtschichten
- Schlechtes Essen. Viele Mädchen sind unterernährt, leiden unter Blutarmut (Anämie)
- Arbeit unter permanentem Druck, Mädchen haben kaum Zeit auf die Toilette zu gehen, jeder Gang wird notiert, keine darf zu lange weg bleiben. Wenn sie auf die Toilette geht, muss ihre Kollegin ihre Arbeit übernehmen, dadurch lastet ein noch größeren Druck auf ihr.
- Eine Frau berichtet: Nur wenn sie ihre Binde mit Blut vorzeigt, also nachweist, dass sie ihre Periode hat, darf sie eine etwas längere Pause machen
- Wer zu spät kommt, dem wird ein ganzer Tageslohn abgezogen
- Es gibt in den Spinnereien keinen Arzt, nicht einmal eine Krankenschwester
- Viele Frauen entwickeln Allergien an den Händen
- Beschimpfungen sind häufig, sexuelle Belästigungen kommen auch vor, Supervisors sind alles Männer
- Frauen sind der Willkür der Aufseher ausgeliefert, er kann ihnen schwere Arbeiten zuteilen, wenn sie sich nicht mit ihm gut stellt.
- Selbstmordfälle gibt es. Die Mädchen ertragen die Arbeitsbedingungen nicht mehr und das Sklavendasein, ohne Bewegungsfreiheit

FEMNET e.V., „Moderne Sklaverei in indischen Spinnereien“, 2016, Zugriff am 23.09.2021, <https://femnet.de/informationen/laender-und-arbeitsbedingungen/indien/moderne-sklaverei-in-indischen-spinnereien.html>

Das Sumangali-System

Das Sumangali-System verstößt gegen Artikel 4 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, nämlich das Verbot jeglicher Form der Sklaverei. Es ist eine besonders extreme Form der Ausbeutung, weil die Schutz- und Wehrlosigkeit der Mädchen von Arbeitgebern gezielt ausgenutzt wird. Über 60 Prozent der Sumangali-Arbeiterinnen gehören den sogenannten Unberühmbaren und den unteren Kasten an. Das Kastensystem ist nicht legal und bestimmt dennoch den Alltag. Auch der Brautpreis – also die Zahlung eines Geldbetrages an die Familie des Bräutigams – ist seit 1961 verboten. Allerdings ist der Brautpreis auch heute in den meisten Familien Praxis.

Das Sumangali-System ist auch nach indischem Gesetz illegal. Die Spinnereibesitzer haben in Tamil Nadu großen Einfluss auf die Politik – der Sektor ist weitgehend unreguliert. So hat die Regierung von Tamil Nadu vor wenigen Jahren klaglos die Dauer einer Ausbildung für ungelernte Spinnereiarbeiter auf drei Jahre ausgedehnt, sodass Mädchen und Frauen unter dem Sumangali-System als »Lehrlinge« gelten. In vielen Betrieben besteht die Arbeiterschaft deshalb zu über 90 Prozent aus »Lehrlingen«.

Die Mädchen in den Spinnereien bekommen etwa 20 Euro im Monat und das Versprechen auf einen Bonus von etwa 500 Euro nach Ablauf von drei Jahren. Sie arbeiten zwölf Stunden am Tag, werden auf dem Fabrikgelände in überfüllten Hütten festgehalten und sind Beschimpfungen, Schlägen und sexueller Belästigung durch die Aufseher ausgesetzt. Immer wieder versuchen Mädchen, aus Fabriken zu fliehen. Hintergrund dieser Form der Ausbeutung ist das sogenannte [Sumangali-System](#).

Es zielt auf die Rekrutierung junger Mädchen aus armen Familien, die den versprochenen Bonus für den Brautpreis nutzen wollen. Mittelsmänner machen den Familien falsche Versprechungen. Vor allem Garnspinnereien nutzen das Sumangali-System. Ein großer Teil der hier gesponnenen Garne wird in Südindien weiterverarbeitet, ein Teil wird in andere produzierende Länder wie Bangladesh, China oder Kambodscha exportiert.

*Terre des Hommes: „Das Sumangali-System“, in Terre des Hommes Hintergründe, 2018.
Aufgerufen am 17.09.2018 unter <https://www.tdh.de/was-wir-tun/themen-a-z/sumangali-sklavinnen-fuer-die-textilindustrie/daten-und-fakten/>*

Dritte Station: Färben der Stoffe (China)

Textilindustrie vergiftet Gewässer

Mehr als 90 Prozent unserer Kleidung stammen aus Asien, insbesondere aus China, Bangladesch oder Indien – und verursachen dort gewaltige Umweltschäden. Die Textilindustrie vergiftet Flüsse und Trinkwasser, die Bevölkerung Chinas ist der schlimmsten Wasserverschmutzung weltweit ausgesetzt.

Über zwei Drittel der chinesischen Flüsse und Seen sind als verschmutzt klassifiziert. Giftstoffe aus den Fabriken werden oft ungeklärt abgeleitet und tauchen später im Trinkwasser und Essen auf. In Tieren und Menschen sind diese Schadstoffe immer häufiger nachweisbar und schaden der Gesundheit.

Als Teil der Detox-Kampagne hat Greenpeace zuletzt in dem Report „[A Little Story About A Monstrous Mess](#)“ nachgewiesen, dass Textilfabriken giftige Abwässer ins Meer leiten. Auf Satellitenbildern ist zu erkennen, dass die Abwässer sich wie eine riesige schwarze Wolke – so groß wie fünfzig olympische Schwimmbecken – im Meer ausbreiten. Greenpeace suchte und fand den Verursacher dieser Umweltkatastrophe: das Industriegebiet „Wubao Dyeing“ in der Nähe der chinesischen Stadt Shishi, in dem ein Großteil der chinesischen Kinderkleidung für den Export produziert wird. Greenpeace-Tests der Fabrikabwässer wiesen einen ganzen Cocktail gefährlicher Chemikalien nach, darunter Nonylphenol, Antimon oder Chlorbenzole.

Die Vergiftung des Wassers in Shishi ist nur die Spitze des Eisbergs. Von 435 registrierten Abfluss-Stationen in China hielten sich 2012 zwei Drittel nicht an Umweltstandards. Und jede Vierte ignoriert sie einfach ganz. Die Chemikalien reichern sich im Sediment an und schaden Wasserorganismen und Menschen.

Die Produzenten in China profitieren von den schwachen Umweltauflagen

Gerade Sportartikelhersteller wie Adidas und Nike spielen mit einem sportlichen und fairen Image. Die Verbraucher erfahren nichts von den eingesetzten Schadstoffen – auf den Etiketten wird nicht darauf hingewiesen. Und die Hersteller waschen den Großteil der Kleidung während der Produktion mehrfach, damit sich kaum Rückstände der Schadstoffe im fertigen Produkt finden. Dabei profitiert die Textilindustrie von den mangelhaften Umweltschutzauflagen der Produktionsländer in Asien und Mittel- und Südamerika. Die Chemikalien werden oft ungeklärt in die Flüsse geleitet oder die Kapazität der Kläranlagen reicht nicht aus – und die Flüsse werden zu Kloaken, sauberes Trinkwasser zu Mangelware.

Greenpeace setzt sich dafür ein, dass auch in den Produzentenländern die gesetzlichen Auflagen verschärft werden.

Tickende Zeitbombe – Das verschmutzte Erbe Chinas

China leidet unter den Sünden der Vergangenheit. In China gibt es fast keine Stadt, die kein großes Umweltproblem hat. Der anhaltende Smog wird zu einer ernsthaften Bedrohung für Chinas Bevölkerung. Die entstehenden Gesundheitsschäden sind dramatisch. China ist nicht gerade für Transparenz bekannt und sehr darum bemüht, dass nichts nach außen dringt. Verseuchte Äcker, verseuchte Flüsse, verseuchte Luft, normalerweise ist auch Peking nach Standards der EU gar nicht mehr bewohnbar. Die Regierung in China verspricht zwar der beunruhigten Bevölkerung Besserung, schiebt aber die Schuld den lokalen Behörden zu, die bei der Überwachung geschlampt haben sollen.

Erst kürzlich wurden Demonstranten festgenommen, nachdem sie gegen die enormen Umweltverschmutzungen protestiert hatten. Als im Dezember 2016 die schlimmsten Luftverschmutzungen auftraten und mehrere Großstädte unter einer dichten Smog-Glocke verschwanden, gab es einen spontanen Anti-Smog-[Protest von Studenten in Chengdu](#). Alle Skulpturen bekamen Baumwollmasken, die allerorten in China zum Schutz gegen den Smog getragen werden. Zusätzlich wurden Plakate mit dem Wortlaut „Lasst mich atmen“ aufgehängt. Ältere Menschen schlossen sich dem Protest der Studenten an, bis dann die Polizei kam und Verhaftungen vornahm. Dann wurde die ganze Region durch die Polizei abgeriegelt, sodass nicht mehr protestiert werden konnte. Damit dieser Protest nicht auf andere Regionen überschwappte, versuchten die angewiesenen Polizisten erfolgreich, dies zu verhindern.

In Shanxi befinden sich [40% der Bauxitressourcen](#) des Landes und dort befindet sich auch die größte Aluminiumfabrik in Asien. Die Textilindustrie, Papierherstellung und die chemische Industrie haben sich in den letzten Jahren in dieser Region schnell entwickelt.

Können Sie sich vorstellen, dass hier auch die Lebensmittelindustrie zuhause ist? Besonders der Norden wird zum Anbau von Getreide- und Süßkartoffeln und im Süden zum Reisanbau genutzt.

Immer wieder kommt es in dieser Provinz zu chemischen Lecks, über die aber nicht seitens der Regierungen berichtet werden darf. Nachdem durch ein Leck in einem Kohlekraftwerk der Fluss mit Anilin kontaminiert worden war, alarmierten die Behörden [erst 5 Tage später die Bevölkerung](#). [40 Tonnen](#) des gefährlichen Stoffes verseuchten die Region und mehr als 9 Tonnen sickerten in den Zhuozhang-Fluss, die Wasserquelle für mehr als eine Million Menschen. Seitdem wird von hier nicht mehr berichtet.

Ein Professor für Umwelt an der Universität Guangxi beschuldigte die Regierung, nichts zu unternehmen. Vorfälle wie dieser werden immer häufiger. Es ginge nur um Gewinn ohne Umweltkontrollen und Sicherheiten. Es folgten noch viele weitere Umweltskandale in dieser Region, so auch am 17. Juni 2016. Da erschütterte eine Explosion ein Kraftwerk in Xi'an, der Hauptstadt der chinesischen Provinz Shaanxi. Die Bewohner der umliegenden Gebiete wurden evakuiert.

Nachdem Hunderte chinesische Kinder durch chemische Abfälle vergiftet wurden, verspricht die Regierung Razzien und neue Gesetze, die weitere Kontaminierungen von Böden verhindern sollen.

Fast 500 Schüler an der [Changzhou Foreign Languages Schule](#) erlitten Symptome wie Hautentzündung, Ekzeme und Bronchitis. Nachdem dieser Fall durch Medienberichte im April 2016 an die Öffentlichkeit gelangte, reagierten die zuständigen Behörden der Schule zunächst durch eine Veröffentlichung in einem [offenen Brief](#), dass die Medien übertreiben würden und spielten die Situation, so wie es oft in China geschieht, herunter. Doch die Eltern der Schüler wollten Klarheit, denn ihre Kinder waren erst durch die Teilnahme an der Schule krank geworden. Sie ließen von einem weiteren Unternehmen die Luft und das Wasser an der Stelle testen. Die Ergebnisse waren erschreckend. So wurden Schwermetalle wie Eisen, Chrom und Arsen im Boden gefunden.

Organische Schadstoffe wie Aceton, Benzol, Toluol und Dichlormethan wurden in der Luft gefunden. Chemische Schadstoffe wie Chlorbenzol und Tetrachlorkohlenstoff wurden im Boden und im Wasser gefunden. Die Werte lagen Zehntausende Mal höher als die gesetzlich zulässigen. Alles hochgiftige Stoffe.

Schwermetalle stellen für den menschlichen Organismus eine erhebliche **Gesundheitsgefährdung** dar. Cadmium, Blei und andere Schwermetalle reichern sich in Nutzpflanzen an, die auf belasteten Böden angebaut worden sind und können durch deren Verzehr in den menschlichen Organismus gelangen. Hinzu kommt, dass ca. 50% des Trinkwassers in China nicht einmal den eigenen Gesundheitsstandards entspricht. Das bedeutet, dass [Hunderte Millionen Menschen kontaminiertes Trinkwasser](#) zu sich nehmen. Andere Studien haben aufgezeigt, dass die Verunreinigung der Talsperren auch darauf zurückzuführen ist, dass unzählige Kanäle ungeklärt in die Flüsse münden, die die Talsperren speisen.

Über eine Million Tonnen Lebensmittel werden jährlich aus China importiert trotz lascher Kontrollen. Würden die Kontrollen für importierte Nahrungsmittel erhöht, könnten die Waren nicht so günstig angeboten werden. Was für eine Erklärung – da kann man nur zu Vorsicht raten. Dazu auch: [Lebensmittel aus China, verdorben, gefährlich und hochbelastet auf Ihrem Teller! Diese 4 Früchte aus China sollten Sie unbedingt meiden!](#) Und bedenken Sie: Auch bei Knoblauch [belegt China gute 70 Prozent der Weltproduktion](#).

Nach nunmehr drei Jahrzehnten ungebremsten Wachstums leidet Chinas Bevölkerung besonders unter den starken Umweltschäden. Die Luft und das Wasser sind stark verschmutzt. Bereits über die Hälfte des Ackerlands sind verseucht, doch so ganz genau werden wir es nie erfahren. Schon jetzt leidet China unter verseuchtem Trinkwasser und Mineralwasser. Die horrenden Wasserverschmutzung, die als Schattenseite des chinesischen Wirtschaftswunders gilt, wird immer schlimmer und bedroht die chinesische Gesellschaft. Das Grundwasser wurde ausgebeutet und nach den Kriterien der Vereinten Nationen herrscht in über 300 der 661 chinesischen Städte „Wasserknappheit“ oder sogar „extreme Wasserknappheit“. Zusätzlich sorgen Fabriken für Aufsehen, die ihr unbehandeltes Abwasser in den Boden pumpen. Während die Reichen aus China wegen Umweltverschmutzungen fliehen, importiert Europa weiterhin landwirtschaftliche Erzeugnisse aus China.

Schreier, Doro: „Tickende Zeitbombe – Das verschmutzte Erbe Chinas“, in Netzfrauen, 9. Februar 2017. Aufgerufen am 17.09.2018 unter <https://netzfrauen.org/2017/02/09/verschmutzte-erbe/>

Vierte Station: Die Arbeit in den Textilfabriken

Thema Bezahlung:

Die Löhne, die in der Textilbranche gezahlt werden, reichen häufig nicht aus, um Miete Essen, den Schulbesuch der Kinder oder eine ärztliche Versorgung der Arbeiterinnen und Arbeiter zu sichern. Selbst die gesetzlich festgelegten Mindestlöhne sind oft zu niedrig, um davon leben zu können. In Bangladesch erhalten ungelernete Näherinnen zum Beispiel nur einen Mindestlohn von ungefähr 50 Euro im Monat.

Thema Arbeitszeiten:

Textilfabrikanten in Asien sind oftmals aggressiven Einkaufspraktiken des internationalen, teilweise auch des deutschen Groß- und Einzelhandels ausgesetzt. Wenn sie die geforderten Preise und Liefertermine nicht einhalten können, besteht die Gefahr, dass sie ihre Aufträge an die Konkurrenz verlieren. Dieser Druck wird dann ebenso an die Beschäftigten weitergegeben: Sie müssen Überstunden leisten.

Viele Näherinnen und Näher arbeiten in solchen Situationen nicht nur 10 bis 12, sondern bis zu 16 Stunden am Tag. Trotz gesetzlicher Regelungen ist es in Spitzenzeiten üblich, dass an allen sieben Wochentagen gearbeitet wird. Krankheits- oder Urlaubsgeld gibt es nicht. Viele Arbeiterinnen und Arbeiter arbeiten im Akkord und werden nach Stückzahl bezahlt. Verstöße gegen national oder international geltende Arbeitsrechtsbestimmungen werden selten verfolgt und bleiben somit oft ohne Konsequenzen.

Thema Gewerkschaftsarbeit:

Die Vereinigungsfreiheit ist ein grundlegendes Menschenrecht. Sie ist in Artikel 20 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte festgeschrieben. Und in Artikel 23 steht: "Jeder hat das Recht, zum Schutz seiner Interessen Gewerkschaften zu bilden und solchen beizutreten."

Wenn sich Kleinbäuerinnen und Kleinbauern, die die Baumwolle produzieren, beziehungsweise Arbeiterinnen und Arbeiter in Textilfabriken zusammenschließen, haben sie bessere Möglichkeiten, für ihre Rechte und auch Lohnforderungen einzutreten. Gemeinschaftlich können sie erfolgreicher über Arbeitsbedingungen und Geschäftsbeziehungen verhandeln als allein. Aber oft kennen die Arbeiterinnen und Arbeiter ihre Rechte gar nicht.

In vielen Produktionsländern der Textilbranche sind Gewerkschaften in ihren Handlungsmöglichkeiten zusätzlich gesetzlich eingeschränkt. Plantagenbesitzer und Textilfabrikanten be- oder verhindern Versuche der Belegschaft, sich zu organisieren. In einigen Ländern mit einem großen Textilsektor gibt es auch zunehmend informelle Beschäftigte, die nicht von der Arbeit der Gewerkschaften profitieren können.

Thema Gesundheitsschutz:

Große Baumwoll-Monokulturen werden unter Einsatz von Pestiziden vor Schädlingen geschützt. Die Gifte werden oft per Hand ausgebracht oder sogar von Flugzeugen auf die Felder gesprüht, während dort Menschen arbeiten. Wenn keine angemessene Schutzkleidung zur Verfügung gestellt wird, können gesundheitliche Schäden die Folge sein. Erkrankungen der Atemwege, der Haut, der Augen und des Nervensystems sind meist die Folge.

In vielen Textilfabriken werden Maßnahmen zum Arbeits- und Gesundheitsschutz vernachlässigt. Bei der Verarbeitung von Stoffen werden zum Beispiel Chemikalien unsachgemäß eingesetzt, so dass schwere Krankheiten ausgelöst werden können. Gesundheitsgefährdend ist beispielsweise das Sandstrahlen von Jeans, die dadurch den modischen "Used Look" erhalten. Die Arbeiterinnen und Arbeiter, die mit der Sandstrahltechnik arbeiten, tragen ein hohes Risiko, an einer lebensbedrohenden Staublung (Silikose) zu erkranken. Trotz der Gefahren werden die Angestellten oft weder ausreichend im Umgang mit gefährlichen Substanzen geschult, noch steht ihnen entsprechende Schutzkleidung zur Verfügung.

Thema Sicherheitsstandards:

Immer wieder kommt es zu schweren Unfällen, weil Sicherheitsstandards ignoriert werden. 2013 stürzte in Bangladesch in der Nähe von Dhaka das Rana Plaza, ein neunstöckiges Geschäfts- und Fabrikgebäude ein, in dem viele westliche Textilkonzerne produzieren ließen. Mehr als 1.100 Menschen starben, mehr als 2.000 wurden verletzt. Eine Untersuchung ergab, dass mehrere Geschosse des Gebäudes ohne Genehmigung errichtet worden waren. Außerdem wurden minderwertige Baumaterialien verwendet.

Nach dem Unglück wurde ein Entschädigungsfonds für die Opfer der Katastrophe eingerichtet, der von der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) verwaltet wird. Inzwischen sind die Entschädigungszahlungen abgeschlossen, mehr als 5.700 Opfer und Hinterbliebene haben finanzielle Unterstützung erhalten.

Thema Umweltstandards:

Wenn Umweltstandards fehlen oder ignoriert werden, hat das gravierende Folgen für die Natur und die Gesundheit der Menschen. Ein Beispiel dafür ist die Entsorgung von giftigen Chemikalien, die in Textilfabriken verwendet werden. Gelangen diese ins Abwasser, werden Flüsse und Gewässer in den Produktionsländern stark verschmutzt und die Gesundheit der einheimischen Bevölkerung bedroht.

Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung: „Arbeitsbedingungen in der globalisierten Textilwirtschaft“, BMZ Hintergründe, 2018. Aufgerufen am 17.09.2018 unter <https://www.bmz.de/de/themen/textilwirtschaft/hintergrund/index.html>

Wer sich wehrt, wird entlassen

Die Arbeitsbedingungen in der globalen Textilproduktion haben sich kaum verbessert, sagt Verdi. Beschäftigte und Gewerkschafter sind häufig Repressalien ausgesetzt.

Zehn bis zwölf Stunden pro Tag an der Nähmaschine, dazu immer wieder Schläge, verbale Attacken und sexuelle Belästigung durch Vorgesetzte sowie ein Lohn, der weder soziale Sicherheit noch Bildung für die Familie ermöglicht: Laut der Dienstleistungsgewerkschaft Verdi sind die [Arbeitsbedingungen in der globalen Textilproduktion](#) multinationaler Konzerne in Asien immer noch menschenverachtend. Gewerkschafter, die etwa die Verhältnisse bei Zulieferern in Indien, Bangladesch oder Sri Lanka anprangerten und in ihren Fabriken für fairere Bedingungen kämpften, seien besonders häufig Repressalien ausgesetzt und würden nicht selten entlassen, sagte Gewerkschafter Heiner Köhnen vom internationalen Bildungsnetzwerk Tie am Freitag. „Dabei stehen die Modeunternehmen in der Pflicht, auf ihre Lieferanten Druck auszuüben, damit sich die Arbeitsbedingungen endlich verbessern“, forderte Verdi-Bundesvorstandsmitglied Stefanie Nutzenberger.

Die Einschätzung von Verdi beruht auf eigenen Beobachtungen und Augenzeugenberichte aus asiatischen Textilfabriken sowie auf einem Papier der National Garment Workers Federation, das in diesem Monat veröffentlicht wurde. In dem Dokument listet die Organisation auf, wie schlecht Zulieferfirmen von H&M, [Primark](#), C&A, sowie Tchibo, Aldi, Lidl und Kik ihre Beschäftigten behandeln. Taslima Taslima arbeitete jahrelang als Näherin in einer Textil-Manufaktur in Gazipur (Bangladesch), um den Lebensunterhalt für sich und ihren Sohn zu verdienen. In dem Land bezahlt die Branche Arbeiterinnen wie Taslima durchschnittlich 9,50 Euro pro Monat; die junge Frau musste dafür wie ihre rund 1000 vornehmlich weiblichen Kollegen praktisch täglich zehn oder mehr Stunden arbeiten – so lange, bis das von internationalen Modefirmen bestellte Kontingent an Hosen, Hemden oder T-Shirts fertig genäht war. „Wir saßen häufig bis in die Nacht an der Nähmaschine“, erinnert sich die 30-Jährige an ihren früheren Job. Wer das vorgegebene Pensum nicht erfüllt habe, sei mit Drohungen zum Weitermachen getrieben worden. „Nicht einmal auf Schwangere wurde Rücksicht genommen.“

Gewerkschaftern wird oft gekündigt

Mittlerweile ist die Näherin ebenso wie mehr als 100 ihrer Kolleginnen ihre Arbeit los. „Das Management hat uns gekündigt, als wir uns zusammengeschlossen haben, um bessere Bedingungen bei unserem Arbeitgeber einzufordern“, sagt Taslima. Statt darauf einzugehen, habe das Unternehmen Leute angeheuert, um die organisierten Beschäftigten im Betrieb einzuschüchtern. Später seien fristlose Kündigungen gegen Aktivistinnen ausgesprochen worden, ohne die Arbeiterinnen für die geleistete Arbeit zu bezahlen. Für sie sei es nun praktisch unmöglich, eine neue Arbeit bei einer der großen Nähereien im Land zu finden, sagt Taslima: „Alle Gewerkschafterinnen stehen nebst Foto und Identifikationsnummer auf einer schwarzen Liste der Industrie.“ Aufgeben will die 30-Jährige dennoch nicht. „Gewerkschaften sind essentiell, um bessere Arbeitsbedingungen in der Branche durchzusetzen“, sagt sie.

Kramer, Sarah: „Wer sich wehrt, wird entlassen“, Der Tagesspiegel, 23.06.2017. Aufgerufen am 17.09.2018 unter <https://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/arbeitsbedingungen-in-der-textilproduktion-wer-sich-wehrt-wird-entlassen/19974654.html>

Fünfte Station: Konsum in Deutschland

Wie viel Kleidung braucht der Mensch?

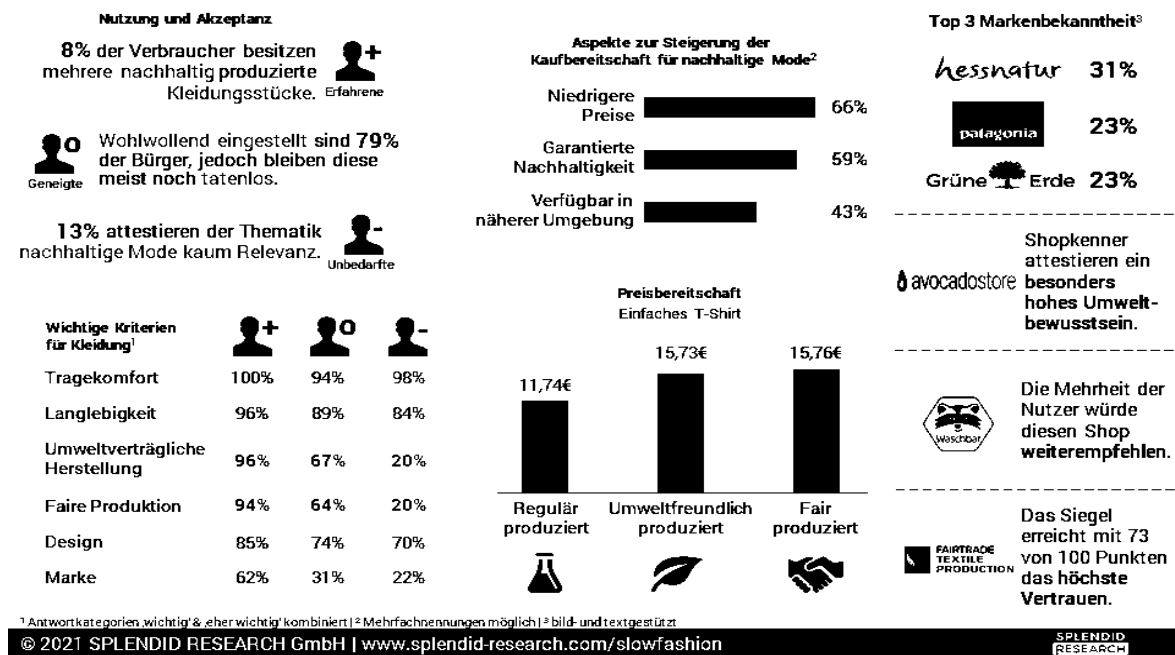
„Buy less, choose well, make it last“. Diesem Zitat der Modedesignerin Vivienne Westwood würden wohl viele zustimmen. Trotzdem handeln viele Konsumenten genau entgegengesetzt. Vor allem Kleidung wird billig und viel gekauft. Durchschnittlich 60 neue Kleidungsstücke pro Jahr hängen wir Deutsche in unseren Kleiderschrank. Und wir tragen Kleidung nur halb so lange wie noch vor 15 Jahren. Die Umweltorganisation Greenpeace hat 2015 im Rahmen ihrer Detox-Kampagne für nachhaltigere Textilproduktion 18 bis 69-Jährige zu ihrem Umgang mit Kleidung befragt. Die repräsentative Umfrage „Wegwerfware Kleidung“ zeigt beispielsweise, wie viele Kleidungsstücke die Befragten im Durchschnitt besitzen – Tendenz steigend: „Wir gehen davon aus, dass der Kleiderkonsum auch 2017 weiter wächst“, sagt Kirsten Brodde, Leiterin der Detox-Kampagne. „Gleichzeitig gibt es aber auch eine Gegenbewegung aus Menschen, die sich mit ihrem Konsumverhalten bewusst auseinandersetzen und zu nachhaltiger Mode greift. Diese Gruppe müssen wir unterstützen.“

Die wichtigsten Ergebnisse der Studie:

- ➔ Insgesamt ca. 5,2 Milliarden Kleidungsstücke in Deutschland
- ➔ Davon regelmäßig getragen: 1,9 Mrd.; hin und wieder getragen: 1,3 Mrd.; selten getragen 1,1 Mrd. und (fast) nie getragen 975 Mio.
- ➔ 95 Teile durchschnittlich pro Person (Frauen: 118, Männer: 73)

Slow Fashion Monitor 2021 - Ergebnisse in der Übersicht

Eine Umfrage unter 1490 Verbraucher*innen zwischen 15 und 69 Jahren zu nachhaltiger Mode



Splendid Research GmbH, „Slow Fashion Monitor 2021“, 2021, Zugriff am 23.09.2021, <https://www.splendid-research.com/de/slowfashion.html>

Felde, Johanna, „Wie viel Kleidung braucht der Mensch?“, 7. Juni 2017, Zugriff am 23.09.2021, <https://fink.hamburg/2017/06/modekonsum-wie-viel-kleidung-braucht-der-mensch/>

Deutsche behandeln Kleidung als Wegwerfware (Greenpeace)

Hamburg, 23.11.2015 – 5,2 Milliarden Kleidungsstücke haben die Deutschen in ihren Schränken, gut zwei Milliarden oder rund vierzig Prozent davon tragen sie sehr selten oder nie. Die Deutschen sortieren schnell wieder aus – bei Schuhen wird dies besonders deutlich: Jeder Achte trägt seine Schuhe weniger als ein Jahr, kaum einer repariert Kleidung noch. Dieses Bild vom kurzlebigen Umgang der Deutschen mit Mode zeichnet eine repräsentative Umfrage, die Greenpeace beim Institut Nuggets unter 1011 Personen zwischen 18 und 69 Jahren im September 2015 in Auftrag gegeben hat. „Mode ist zum Wegwerfartikel verkommen und genauso kurzlebig wie Plastiktüten oder Einweg-Geschirr. Das geht zu Lasten der Umwelt und Gesundheit, denn die Kleidung wird mit Hunderten giftiger Chemikalien produziert,“ sagt Greenpeace-Textilexpertin Kirsten Brodde.

Frauen besitzen mit durchschnittlich 118 Kleidungsstücken deutlich mehr als Männer mit 73 Teilen (ohne Strümpfe und Unterwäsche). Immerhin ein Drittel der Deutschen hat aber mindestens doppelt so viele Teile im Schrank. Kleidung muss nicht mehr lange halten, sondern vor allem den schnell wechselnden Trends folgen. Knapp zwei Drittel sortiert Kleidung aus, wenn sie nicht mehr gefällt; ein Drittel will einfach Platz schaffen im Schrank. In das Bild passt, dass das Reparieren aus der Mode gekommen ist: Etwa die Hälfte der Deutschen hat noch nie Kleidung zum Schneider gebracht. Über die Hälfte der 18-29-Jährigen war noch nie beim Schuster. Die meiste Kleidung landet im Müll oder der Kleidersammelbox.

Kaum verbreitet: Tauschen, leihen, Secondhand

Alternativen wie tauschen, leihen oder verkaufen sind für die große Mehrheit noch immer sehr exotisch: 83 Prozent der Deutschen haben noch nie Kleidung getauscht, zwei Drittel noch nie welche verliehen, über die Hälfte noch nie Kleidung weiter verkauft. Am ehesten geben die Deutschen Kleidung im Bekanntenkreis weiter. „Um den Kleiderkonsum zu drosseln, müssen die einfachen Alternativen Tauschen und Teilen zur täglichen Routine werden wie Zähneputzen,“ sagt Brodde. „Angebote dafür gibt es genug – sei es die Tauschbörse im Internet, der Flohmarkt oder die Kleidertauschparty um die Ecke.“

Trotzdem wünschen sich die Verbraucher mehr Nachhaltigkeit auf Seiten der Textilfirmen. Knapp die Hälfte hätte gern Garantien auf Kleidung oder recyclingfähige Kleidung.

Greenpeace kämpft seit Jahren für eine saubere Textilindustrie. Nachdem sich bereits 32 Firmen von H&M über Adidas bis Lidl auf eine giftfreie Kleidungsproduktion verpflichtet haben, tritt Greenpeace seit diesem Jahr verstärkt für einen anderen Kleidungskonsum ein: Gebrauch statt neu kaufen, reparieren statt wegwerfen, zertifizierte Mode statt billiger Massenware. Nur so kann die Vergiftung der Wasserressourcen vor allem in den asiatischen Produktionsländern gestoppt werden.

Greenpeace, „*Presseerklärung: Deutsche behandeln Kleidung als Wegwerfware*“, 23.11.2015, Zugriff am 23.09.2021,

<https://www.greenpeace.de/presse/presseerklaerungen/deutsche-behandeln-kleidung-als-wegwerfware>